

Nr. 156 — Bromberg, den 12. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von **Barbra Ring.**

(6. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Auf dem Näsbyhof waren Matthias Corvin und Kapitän Mandt die Tage recht lang geworden. Und sie hatten sie noch länger gemacht, indem sie die halbe Nacht aufsaßen, mit ihrem Toddyglas und mit ihren Geschichten, — meist von Kari, was sie in den letzten fünfzehn Jahren, seit sie der Mittelpunkt des Lebens auf dem Näsbyhof gewesen war, gesagt und getan hatte.

Den beiden alten Herren war es ein rechter Schlag, daß sie Weihnachten nicht nach Haus kam. Matthias Corvin grämte sich in aller Stille. Anne Karine wäre sicher gekommen— dachte er bei sich —, wenn sie sich nicht da, wo sie jetzt war, ebenso wohl fühlte als zu Haus bei ihnen.

Kapitän Mandt schalt und räsonierte und ließ sich in den fürchterlichsten Schimpfreden über Corvinia aus, die das Kind davon abhielt, ihre Gebote zu halten und Vater und Mutter zu ehren. Dietrich sei sicher nicht schuld daran, sagte der Kapitän Mandt. Dietrich sei ein anständiger Kerl, — oder sei es doch jedenfalls gewesen, ehe er heiratete. Aber die Ehe hatte ihn wohl verdorben, wie alle andern. Himmelkreuzdonnerwetter!

Doch am Tage vor Weihnachten, als sie trübetimpelig und niedergeschlagen zusammensaßen und davon sprachen, wie gemütlich es voriges Jahr am Sylvesterabend gewesen war, als Kari bei ihnen gesessen hatte mit ihrem kleinen Gläschen voll Glühwein und das alte Jahr aus- und das neue eingeläutet hatte, da nahm plötzlich Kapitän Mandt die Pfeife aus dem Mund und schug mit seiner Riesenfaust auf den Tisch. Und starrte Mathias Corvin an.

„Donner und Doria“, sagte er.

Und immer wilder starrte er Matthias Corvin an und begriff nicht, daß er nicht verständnisvoller und begeisterter aussah bei einer so erleuchtenden Bemerkung.

„Na?“ fragte Matthias Corvin.

„Wir reisen hin, Junge. Donner und Doria, wir reisen hin und und begießen das neue Jahr zusammen mit Kari. Wir überraschen sie.“

Kapitän Mandt sah seinen Kumpan triumphierend an.

Matthias Corvin überlegte ein bißchen. Es war immerhin so 'ne Sache, den Leuten da so unversehens in die Suppe zu fallen. Vor seiner Schwester Corvinia hatte er einen gewaltigen Respekt. Und er kannte auch ihre Ansicht über Fredrik Mandt zur Genüge. Aber es war doch zu verlockend. Matthias Corvin sagte ja.

So schrieb denn Onkel Mandt an Anne Karine, daß sie am Sylvesterabend ein großes und schönes Geschenk erwarten dürfe.

Und die alten Herren zogen eines Morgens in ihren Wolfspelzen los. Matthias Corvin mit einem altmodischen, sehr eleganten Handkoffer, Kapitän Mandt mit einer nicht weniger altmodischen, aber nichts weniger als eleganten geblümten Reisetasche.

Sie hatten berechnet, am Sylvesternachmittag bei Anne Karine zu sein.

*

Der Klubsaal war festlich erleuchtet. Die beiden großen Kronen brannten, die Karyatiden, die unten in Rosengirlanden und Säulen endeten, trugen auf ihren Köpfen schwere Lampetten, deren Licht die großen Spiegel an der Wand gegenüber verdoppelten.

An einer der Querwände war eine Erhöhung für die Musik. Und zu beiden Seiten und an der anderen Querwand hatten die Mütter sich versammelt. Da zog es am wenigsten. Sie flüsterten und dizkutierten und kritisierten eifrig sich untereinander und die Jugend, die in Gruppen in der Mitte des Saales stand.

Die gewiegteren Balldamen standen immer in Gruppen zusammen und fächelten sich, während die elegantesten Ballherren ihnen die Konversation machten.

Die ganz jungen „Lämmer“ standen in einem großen Klumpen mit roten Backen und strahlenden Augen und steckten die Köpfe zusammen. Kichernd und flüsternd.

Einzelne Kavaliere standen an die Türpfosten hingeschlakft und „musterten das Kleinvieh“, wie der „ekelhafte Kandidat Slagstrup“ sagte.

Mitten im Saal unter den Kronleuchtern stand die Klubdirektion und empfing. Und hier sammelten sich die Väter der Stadt.

Der Gutsherr von Vörregaard kritisierte scharf die neue Direktion, die „diesen Kleinkaufleuten“ gestattet hatte, sich im Klub breit zu machen. Wo war da die Grenze? Es mußte doch anständigerweise eine Grenze gezogen werden.

Und der Herr Amtsrichter war ganz der Meinung des Gutsherrn. Man müsse sich's wirklich überlegen, ob man seine Damen mitnehmen könne, wenn die Gesellschaft so gemischt würde. Der Amtsrichter war immer der Meinung des Gutsherrn von Vörregaard, denn der Amtsrichter war erst seit kurzem zu den exklusiven kleinen Diners am Geburtstag des Gutsherrn zugelassen worden.

Aber der General erklärte, wenn die Damen nur hübsch wären, dann wär's ihm beim Satan ganz schnuppe, ob ihre Väter des Königs Rock trügen oder Sirup wögen. Und als die Polonaise, die der General mit der Frau Amtmann tanzen mußte, vorüber war, ging er zum großen Ärger der beiden Querwände hin und engagierte die hübsche errötende junge Frau Kolonialwarenhändler Tenderup.

Anne Karin kam am linken Arm des Oberstleutnants in den Saal hinein. An seinem rechten segelte Frau Corvinia in seegrünem Moiré — dekolletiert. Sie war brillanter Laune und besonders gnädig gegen Anne Karine gestimmt, die erklärt hatte, Frau Corvinia sähe aus wie ein vornehmes altes Gemälde. Zum Lohn hatte Frau Corvinia Anne Karine gemustert und gesagt, man brauche sich ihrer nicht zu schämen.

Der Oberstleutnant war ganz weg gewesen, als Anne Karine herunterkam. Sie sähe aus wie siebzehn, sagte er. So eine Haltung habe keine von den jungen Damen der Stadt. Sie wäre geradezu eine Beauté. Und Anne Karine war sehr beglückt, daß sie so hübsch aussah.

Sie wurde augenblicklich von den jungen Herren umringt, und ihre Tanzkarte ging von Hand zu Hand, ohne daß sie sich drum bekümmerte, wer darauf schrieb.

Das einzige, was sie sich vorbehielt, war, daß der General den zweiten Walzer haben müsse. Das hatte sie versprochen. Im übrigen war sie lebhaft damit beschäftigt, die Toiletten der andern jungen Damen in Augenschein zu nehmen und den Saal.

Leutnant Bersin bot ihr den Arm zur Polonaise. Er hatte sich außerdem noch die Freiheit genommen, sich auch für die Quadrille zu zeichnen.

„Quadrille? Was ist denn das?" fragte Anne Karine.

Der Leutnant lachte.

„Das dachte ich mir fast, darum nahm ich mir den Tanz", sagte er.

„Aber warum nehmen Sie denn nicht lieber eine, die Quadrille kann? Sie können gern umtauschen. Ich gucke ebenso gern zu", sagte Anne Karine.

„Schönen Dank. Eingebildet machen Sie Ihre Leute nicht gerade, Fräulein Corvin. Tun Sie, was Sie wollen. Wollen Sie tanzen, sorge ich für ein nettes Karree. Dann bringen wir Ihnen die Quadrille bei. Und wollen Sie lieber zusehen, dann setzen wir uns hin und sehen eben zu."

Nein. Anne Karine wollte tanzen. Und Leutnant Bersin sorgte für ein Karree.

„Ich kann nur Walzer und Polka und Rheinländer. Aber das genügt wohl", sagte Anne Karine treuherzig. Und Leutnant Bersin versicherte sie, daß es vollkommen genüge. Und er gelobte sich selbst, wenn jemand sich über sie lustig machen wolle, solle dieser jemand es mit Einar Bersin zu tun kriegen.

„Wen haben Sie denn zu den Françaisen? Bitte, zeigen Sie mir Ihre Karte", sagte er.

Anne Karine hatte keine Ahnung, wo ihre Tanzkarte war, oder mit wem sie tanzen sollte. Leutnant Bersin mußte Jagd machen und spürte die Tanzkarte schließlich bei Leutnant Widde auf.

„Erste Française: Widde. Na ja. Das geht. Zweite Française — Kandidat Slagstrup. Nein. Das geht nicht. Den infamen Kerl. Das müssen wir umändern", sagte Leutnant Bersin. „Sie haben ja keine Ahnung, wer Sie engagiert hat. Erlauben Sie mir, daß ich ihm sage, Sie hätten mir den Tanz schon eher versprochen?"

„Natürlich, gern. Ich tanze am liebsten den ganzen Abend mit Ihnen", sagte Anne Karine.

Der Leutnant wurde rot und sah erfreut aus.

„Denn da brauch ich nicht zu reden, sondern kann mir die andern angucken", sagte Anne Karine.

Bersin lachte. Anne Karine blieb immer Anne Karine.

Die Française mit Widde ging wild.

Anne Karine brachte die größte Verwirrung in den Tanz.

Dagegen ging der Walzer mit dem General brillant.

„Wo haben Sie denn nur so famos tanzen gelernt?" fragte der General.

„In der Mädchenkammer", antwortete Anne Karine offenherzig.

„Gott segne Ihren aufrichtigen Mund", sagte der General. „Sie wirken wie ein frisches Seebad an einem heißen Tag."

Man hörte das Tuten von ein paar Dampfern, die die Einfahrt suchten.

„Na, Gott sei Dank, da kommt endlich das Postschiff, das schon gestern hätte hier sein sollen", sagte der General. „Es ist ein schauderhaftes Vergnügen, so außerhalb der Zivilisation zu wohnen und seine Zeitungen immer altbacken zu kriegen."

Die Quadrille mit Bersin ging über alle Erwartung. Sie waren viertes Paar. Und der Leutnant brachte ihr die Touren bei und sagte, sie solle bloß immer zusehen, wie die andern es machten.

Anne Karine war gerade im Begriff, ihr tiefes Kompliment zu machen, — da sah sie zufällig nach der Tür.

Ein wildes Jubelgeheul klang durch den Saal, Anne Karine setzte mitten durch sämtliche Karrees hindurch nach der Tür und war im nächsten Augenblick begraben zwischen vier Bärentatzen.

Der Tanz stockte. Alles sah nach der Tür.

Da standen zwei breite kurze Gestalten in Wolfspelzen und Pelzmützen und drückten und streichelten Anne Karine und kehrten sich nicht die Bohne um die Verwirrung, die sie hervorbrachten.

Frau Corvinia wurde heiß. Wer es war, darüber war sie nicht einen Augenblick im Zweifel, obwohl sie von den Gesichtern nichts sehen konnte. Wem anders könnte es einfallen, in Wolfspelzen direkt in einen Ballsaal hineinzuplatzen?

Das war ein Skandal, den selbst Frau Corvinias Autorität nur schwer zu überdecken vermochte. Aber ihr altes Geschlecht verleugnen, das konnte Frau Corvinia denn doch nicht. Sie erhob sich und ging quer durch den Saal mit erhobenem Haupte und froher Erwartung in den Mienen. Und einen Augenblick später war auch sie von zwei Bärentatzen umschlungen. Aber nur von zweien.

Jetzt kam auch der Oberstleutnant hinzu. Ihm war die Szene höchst possierlich. Und wirklich, er bewunderte seine Corvinia wegen der Art und Weise, wie sie die Sache „zu deichseln" verstand.

Matthias Corvin und Kapitän Mandt hatten unterwegs vom Kapitän des Dampfers gehört, daß Oberstleutnants zweifellos auf dem Klubball wären. Und so waren sie denn direkt dorthin gepilgert, um ihre Kari tanzen zu sehen.

„Und das Mädel tanzt beim Satan wie eine Hebe", sagte Kapitän Mandt. Hebe war ihm unbedingt Nummer eins von der ganzen Götterbande.

Der Oberstleutnant wollte die Gäste nach dem Hotel begleiten. Sie könnten dann alle drei nach Haus zu Oberstleutnants gehen und die Damen mit dem Schlitten holen lassen, sagte er. Aber Kari wollte sich nicht einen Augenblick von ihren zwei Vätern trennen. Sie trabte zu Fuß mit in Frau Corvinias himmelblauen gestrickten Ballsocken aus ihrer Jungmädchenzeit — und vergaß natürlich adieu zu sagen.

Unten im Vorflur stand Leutnant Bersin, als sie ging.

„Danke für heut abend, Fräulein Kari. Jetzt sind Sie aber froh, nicht wahr?"

„Und ob. Du Vater, Onkelchen. Das da ist Leutnant Bersin, er ist beinah so nett wie ihr", stellte Anne Karine vor. „Er und Sophie sollen mal nach Näsby kommen."

Kapitän Mandt warf dem Leutnant einen ungeheuer mißtrauischen Blick zu und sagte keinen Ton. Matthias Corvin sah prüfend das etwas schwere Gesicht mit den ehrlichen blauen Augen an. Und was er sah, schien ihm gefallen zu haben. Er reichte dem Leutnant die Hand und dankte ihm, daß er gut zu Anne Karine gewesen war, und hieß ihn willkommen mitsamt seiner Sophie, — die Matthias Corvin allerdings für seine Braut hielt.

Aber als sie draußen waren, nahm Kapitän Mandt Anne Karine beim Arm und stellte ein Kreuzverhör über Leutnant Bersin an. Ob er verheiratet wär oder verlobt. Und warum er so gut wär.

„Ach. Ich kann mit ihm schwatzen wie mit euch. Und gut ist er, weil er nicht will, daß ich Donner und Doria sagen soll. Und weil er mich zu all den Tänzen engagiert hat, die ich nicht kann. Darum", sagte Anne Karine.

„Die reine Wichtigtuerei", blies Kapitän Mandt verächtlich. Er hatte ein ungeheures Mißtrauen gegen den braven Einar Bersin gefaßt, besonders weil Anne Karine ihn verteidigte.

Im übrigen sah das Mädel aus, als hätte sie Kopf und Herz noch auf dem rechten Fleck. Kapitän Mandt war zufrieden.

Frau Corvinia dagegen war nicht zufrieden. Fredrik Mandt morgens, mittags und abends im engsten Familienkreis als Gast zu haben, war schon ein Kreuz. Aber ihn in Gesellschaft vorzuzeigen, wo er eine Masse trank und donner-und-doriate und himmelkreuzdonnerwetterte, — das war schon mehr ein Fegefeuer.

Er erregte in der Stadt womöglich noch mehr Aufsehen wie Anne Karine.

Matthias Corvin dagegen machte Glück. Mit dem alten Namen und dem Näsbyhof als Hintergrund fand man ihn distinguiert. Und Frau Corvinia war stolz auf ihren Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Der säumige Tod.

Skizze von Rudolf Jeremias Kreutz.

Bei den alten Einschichtbauern in den Bergen ist die Sterbebereitschaft wunderlich groß. Vom Tage ab, wo so ein Erd- und Felsmensch Waldhacke und Mistgabel fortlegen muß, Pflug und Spaten nicht mehr „zwingt", weil ihm die Arme schlaff, die Hände zittrig, die Augen trübe geworden sind, hört das Leben für ihn auf, begehrenswert zu bleiben. Arbeiten, essen, arbeiten — und zum Feierabend seine Pfeife rauchen und denken: G'schafft is. Und morgen wiederum. Allerweil wiederum! — Das ist schön, das schenkt guten Schlaf.

Aber im Austrag hocken und zuschauen müssen, den anderen, den jungen —: das macht böse und mieselsüchtig, selbst wenn's die eigenen Kinder sind, denen man den Platz geräumt hat. Da ist's gleich besser, man verschwindet und gibt den nutzlosen Rest der Erde zurück, die ihn wenigstens als Dung gebrauchen kann.

So ungefähr sinnierte der Gaiswinkler Sepp, Gütler bei der Trisselwand. Er war achtzig Jahre alt und hatte gar nichts mehr gern in der Welt. Hockte auf der Ofenbank, die kalte Pfeife im Mund, und unterhielt sich auf sonderbare Weise mit dem Schatten seines Weibes: „Guat hast's, Annamirl. Zehn Jahrln unt', allerweil unt', fein hast's, Annamirl!" Den lungenkranken Sohn beneidet er. Jedes Hüsteln des Tuberkulosen erfüllt ihn mit Grimm: „Den Lixl vergißt er net. Grad just mi laßt er aus, der Saggra!" Und er beschimpfte den säumigen Tod.

Gebrechlich, zahnlos, fast blind und taub war der Gaiswinkler Sepp. Er konnte kaum mehr essen und nur mühsam gehen, doch sein Atem stockte nicht, sein Herz schlug träge, aber zuverlässig. „Zweg'n was?" grübelte der Alte und wurde düsterer mit jedem Tag, unzugänglicher seiner Umgebung gegenüber.

Die Schwiegertochter Luis war ein kräftiges Stück Weib, strotzend von Gesundheit. Als im Winter den Sepp der Rheumatismus zwickte, so daß er überhaupt nicht aufstand von der Ofenbank, da braute sich im steten Halbdunkel solch jämmerlichen Seins Haß zusammen im Greis, Haß gegen die Gesunde, Aufrechte, die durch Sonne, Sturm und Regen schritt, recht eine Siegerin des Lebens: drall und rot, nie müde.

„Er traut si' net eini zu mir, weil er Angst hat vor ihr." Die Erkenntnis wuchs im tölpelnden Hirn des Gaiswinkler Sepp zu wütiger Anklage. An der kalten Pfeife saugend murmelte der Alte: „Er traut si' net."

Sonst hatte er sich alles Reden abgewöhnt. Dämmerte wie ein Höhlentier im kargen Licht, während draußen die Sonne höher und höher stieg, die schmalen Felderbreiten in hellem Grün zu erschimmern begannen und in den Klumsen der Trisselwand zwischen schmelzenden Schneeflecken das Heidekraut lila blühte.

In der Woche vor Ostern packte den Sohn beim Harken ein Blutsturz. Die Luis schleppte ihn in das Haus, doch als sie ihn auf das Bett legte, war er gestorben.

Das Weib schrie so gellend, daß es der Alte hörte wie fernen Ruf. Er schlurfte in den Flur, tastete in die Schlafkammer, und sah im ungewissen Dämmer, weißlich hingestreckt, den Sohn. Vor ihm, in die Knie gesunken, die massige Leiblichkeit der Gesunden. Der Greis fühlte die Wangen des Entseelten an und nickte. Dann fingerte er nach dem Handgelenk des Toten und fragte scharf: „Wo hat er ihn g'holt? Herinn oder draußd?"

Die Luis wimmerte: „Im Klee... mitten im Klee. Auf amal — grad hat er si noch buckt nach an Unkraut... i schau hin, da fallt er um, und 's Bluat..."

Der Sepp unterbrach die Verstörte mit schroffer Handbewegung: „Warst bei eahm, wie er ihn g'holt hat?"

Das Weib verneinte stumm.

„Wie weit bist weg g'wesen?"

„A hundert Schritt wohl, beim Krautacker halt. I bin glei' g'rennt, aber da — war's vorbei."

Der Alte maß die Schwiegertochter lauernd: „Wenn du bei eahm 'blieben woarst, hätt' er net sterben derfen."

Das Weib sprang auf: „Will der Vater sagen, daß i Schuld hab'?!"

Der Greis kicherte böse: „Schuld? Na. Glück hast eahm bracht, weil's d' net bei eahm warst. Glück, vastehst, Erzg'sunde du, miserablig G'sunde!" Er ballte die Fäuste und humpelte davon in sein Halbdunkel: „Draußd hat er'n mitg'nommen, herinn hätt' er ka Kuraschi net g'habt." Seine trüben Blinzelaugen quollen vor in Entsetzen, starrten auf die finstere Wand. Als lese er eine Schrift dort ab, flüsterte der Greis: „So lang dö im Haus is, gibt's ka selig's End für mi."

Und er machte sich im Gerümpel zu schaffen, das hinter dem Ofen lag. — —

— — Dem Sarge, der talwärts schwankte, sah der Gaiswinkler Sepp kopfschüttelnd nach: „G'hört si dös, daß der Lixl vor meiner gangen is?"

Dann kroch er zurück in seinen Winkel, kramte umher, humpelte zum Spind, entnahm ihm zwei Schnapsgläser und eine Flasche Kirschbranntwein, stellte sie auf den Tisch und goß die Gläser voll.

Als er vom Flur den schweren Tritt der vom Begräbnis Heimgekehrten hörte, schüttete er flink ein weißliches Pulver in eines der Gläschen, ergriff das andere und rief die Verweinte herrisch an: „Auf 'm Lixl sei Seligkeit!"

Die Luis trat zögernd nahe, der Alte schob ihr das Gläschen zu: „Sei Seligkeit!!"

„Dös wohl", sagte das junge Weib, trank gierig, kippte das Glas und ging schluchzend.

Der Sepp schlich ihr nach. In der Küche fiel sie um, verkrampfte die Hände über erschütterndem Leib, wand und warf sich: „Jesus, Maria und Josef!" Ihre Augen, von wissender Angst geweitet, drohten zum Greis hinüber, der sacht lächelnd in der Türe stand. So starb sie.

Der Alte tastete über ihren Körper hin: „Zwungen hab' i di, gelt? Traust di jetzt?" Er hockte neben der Leiche nieder, streckte den Hals wie lauschend vor, und bettelte leise in die Stille: „Komm!" Plötzlich taumelte er auf und hieb die Fäuste vor das Gesicht: „Mag net. Hat immer noch Angst vor ihr. Wart', Freunderl!"

Der Greis packte den Arm der Toten, schob, drängte, zog den Körper der Luis zur Türe hinaus.

„Weg frei!" schrie er gewaltig, „Weg frei!" Und zerrte keuchend die Last, schleppte sie bis in das freie Feld. Dann tappte er zurück, umklammerte röchelnd den Türpfosten, stierte in das Nebelgrauen, das von der Trisselwand her langsam talwärts kroch. „Komm! Komm!" hauchten seine Lippen.

Ein Windstoß fegte den vordersten der Schwaden dem Hause zu. Er wirbelte näher, rührte den Alten an. Da spürte der Sepp einen feinen Stich im Herzen und schlug quer über die Schwelle, ein Lachen um den Mund.

Als ihn gegen Abend ein Jäger fand, lag noch immer ein Abglanz beglückten Sterbens in seinen Zügen.

Die amtsärztliche Öffnung der Leichen ergab Rattengift bei der Luis und Herzschlag beim Gaiswinkler Sepp als Todesursache.

Das unheimliche Ende der drei wurde in der Gegend des langen und breiten beredet. Es galt indes als sicher, daß sich das junge Weib aus Gram über den Verlust des geliebten Mannes vergiftet habe, und der Alte aus Schreck darüber verschieden sei.

Dies war auch die Meinung der Gerichtskommission, die nach sorgfältig erhobenem Lokalaugenschein den unzweifelhaften Hergang des tragischen Geschehens protokollarisch verewigte.

Bei den Rehen.

Von Udo Dickel-Lüttinghof.

Bei jeder Naturerscheinung, die grüblerischen Köpfen Rätsel aufgibt, entstehen der Ansichten und Lösungen zahlreiche und im Kern ihres Wesens unterschiedliche. So auch bei dem berühmten Spiegel des Rehes. Man kann ebenso gut annehmen, er stelle lediglich eine in die Augen fallende, wenn auch eine rückwärtig angebrachte Zierde vor, wie man sich auch die Ansicht eines neueren Forschers zu eigen machen darf, wonach der Spiegel als eine von der natürlichen Vorsorge genial angebrachte Laterne anzusprechen ist, eine Laterne, die bei der Flucht, wie das Achterdeckslicht eines auf sturmbewegtem Meere dem sicheren Hafen zueilenden Schiffleins auf- und niederwippend, den nachfolgenden Artgenossen anzeigt, in welcher Richtung das führende Tier Rettung vor der Gefahr sucht.

Über die Richtigkeit dieser Spiegeltheorie läßt sich streiten. Vom Rehbock sagt schon der alte Brehm: „Vollendete Selbstsucht ist der Grundzug seines Wesens." Dieser seiner Haupteigenschaft zufolge, empfiehlt er sich in Augenblicken der Gefahr ohne Rücksichtnahme auf die Damen und deren voranleuchtende Spiegel, wohin er es für gut findet. Die Damen selbst hingegen halten es auch durchaus nicht immer für die allein Heil versprechende Regel, einander im Gänsemarschglied zu folgen; sie springen ebenso gern nach den verschiedensten Richtungen hin ab. —

Jedem das Seine! Auch dem Reh!

Wie es eine Barbarei sondergleichen ist, ein Reh hinter ein Drahtgitter zu sperren und in ihm einer schaulustigen Menge ein Stück vergewaltigter Natur vor Augen zu stellen, bedeutet es auch eine Geschmacklosigkeit und eine Gedankenlosigkeit obendrein, hinter einem Rehbraten den Tod des armen Tieres zu bedauern, von seinen seelenvollen Augen zu schwärmen und trotzdem den Braten vorzüglich zu finden. Doch kommt das eine wie das andere vor, ein Zeichen dafür, daß über die wahre Natur des Rehes ebenso viel Unklarheit herrscht, wie ihm durch Sachkenntnis nicht getrübte Teilnahme entgegengebracht wird. Oh, du schaulustige Neugier! Oh, du feinschmeckerischer Genießer! Oh, du gefühlvoller Schwärmer! Alles das, jedes für sich, in ebenso vielen einzelnen Personen. Und alles zusammen noch öfter vereinigt in einer einzelnen Person.

Dies ist das Reh:

Ein Stück ursprünglicher, unverfälschter Natur! Bringst du es in einen Käfig und legst es somit in Fesseln, die zu tragen seiner Wesensart widerspricht, so verzehrt sich die Natur. Aus der Scheu, die es in den Wäldern vor der Begegnung mit Menschen hat, wird Todesangst; gewöhnt aber endlich an den Umgang mit Menschen, wird aus der ihm neben der Scheu angeborenen Neugier Frechheit, aus seiner Wildheit Bosheit, aus seiner Klugheit Verschlagenheit, aus seiner Schlauheit Tücke. Und alles das in verstärktem Maße beim **Rehbock**. Weil er in seiner Wildheit **noch** freier war als das Reh; denn bei diesen Tieren gilt eine Art von Patriarchat, in dem der Bock nur Rechte in Anspruch nimmt, das Reh jedoch gewöhnt ist, zu gehorchen.

Willst du Rehe sehen und ihr Bild mitnehmen in den Alltag, dann gehe mit einem Jäger in die Wälder!

Ein Sprung Rehe steht auf einer Lichtung oder auf einer Waldwiese oder auf einem Bergeshang. Du mußt zu schleichen verstehen; dann kann es dir gelingen, daß du bis auf eines Steinwurfes Weite an die Tiere herankommst, wenn du mit günstigem Winde pürschest. Es kann auch geschehen, daß du, um eine Wegbiegung herumkommend, dich unversehens einem Sprung Rehe gegenübersiehst. Du stehst mitten auf dem grasweichen Weg, die Tiere am Rande des Weges, keine zwanzig Schritt weit entfernt. Plötzlich sehen sie dich. Du stehst wie Lots Weib, nachdem es zur Salzsäule erstarrt war. Die Rehe haben alle, wie auf ein unhörbares Kommando, aufgeworfen. Sie äugen mit großen, dunklen Sehern nach dir hin; sie prüfen. Sie sehen dich alle. Aber, da du dich nicht bewegst, wissen sie nicht, was das da ist auf dem Wege, das jetzt da ist und vorhin noch nicht da war. Die Rehe beginnen plötzlich wieder zu äsen. Gerade willst du deinen Fuß in eine bequemere Lage nachziehen, da sind blitzschnell die Augen der Rehe wieder auf dich gerichtet. Sie wiederholen ihre Taktik: sie senken die Köpfe, als hätten sie deine Nähe vergessen; du denkst, sie rupfen nunmehr das erste Hälmlein ab, da sind ihre Köpfe mit Gedankenschnelle wieder hoch. Wehe, wenn du in diesem Augenblicke auch nur die geringste Bewegung machst; die Rehe sind dann sogleich deinem Gesichtskreis entschwunden. Verharrst du aber weiterhin in steinerner Ruhe, dann ändern sie endlich ihre Taktik. Das erste Reh beginnt im Stechschritt auf dich loszustelzen. Es trommelt den schlanken Fuß förmlich in den Boden hinein. Durchdringend ist sein Blick auf dich geheftet. Dann verhofft es. Das Reh, wahrscheinlich ist es eine alte Ricke, wiederholt die neue Taktik, nähert sich, wechselt die Taktik mit der vorigen; Neugier und Furcht wechseln in seinen Blicken. Es gleicht jenen Frauen, die auch bei den gefährlichsten Vorfällen auf der Straße ihre Sicherheit ihrer Neugier zum Opfer bringen. Du bist dieses Spieles endlich satt, denn du kannst dich nicht noch weiterhin unbeweglich in deiner Stellung halten. Du bewegst nur ein wenig deine Hand oder rufst heiter: Guten Abend! Die Rehe sind mit einem Satz in der Dickung verschwunden. —

Rehe stehen am Waldrande. Du fährst im Wagen vorüber. Eine Ricke liebkost ihr Kitz, indem sie mit dem Lecker über die gefleckte Decke des Kleinen hinfährt. Indem du vorüberfährst, blickt sie dich an. Indem du dich in deinem rollenden Wagen entfernst, blickt sie dir lange nach. Es kann sein, daß sie dieses denkt: Dieser Mensch fährt heute im Wagen vorüber, und morgen ist er imstande, den Wagen vorsichtig zu verlassen und gemächlich weiterrollen zu lassen und dann einen Augenblick später aus seinem Feuerrohr Tod und Verderben ins Tal hinein zu senden, wie das im vorigen Jahre dem braven Sechserbock galt, der es sich dort wohl sein ließ.

Es kann sein, daß dir das Reh mit solchen Gedanken nachblickt; es kann aber ebenso gut sein, daß es zu sich selber spricht: „Sieh einer an! Warum nur steigt der Idiot nicht von seinem Rollgestell und frißt auch von diesem wundervollen, saftigen Gras?"

Im Grunde ist es unwesentlich, was das Reh sich denkt! Was du dir denkst, darauf kommt es hier an.

Dann ist es immer wahr, daß dich das Reh mit großen, traurigen Augen ansieht, als schriee ein großes Leid aus ihnen. Oder als blicke dich aus den staunenden Sehern der jungen Kitzchen deine vergangene Jugend an und grüße dich aus unerreichbarer Ferne. Oder du siehst zwei rote Gedankenstriche in wilder Jagd, immer den einen wie einen Schatten hinter dem anderen dreinjagend, den Rehbock und seine Eheliebste auf der Hochzeitsreise; da kommt es dir so vor, als gäbe es solche unermüdliche Torheit auch anderswo, daß du nicht weißt, sollst du darüber lächeln, oder sollst du ein nachdenkliches Gesicht dazu aufsetzen.

Oder du siehst den Blick eines sterbenden Rehes! Er hängt an deinen Augen, und was du siehst, ist nicht Angst, es ist Todesangst. Es ist nicht eine Todesangst, die das Körperliche am Reh ins Häßliche verzerrt, sondern eine, die aus stummer Klage eingeht in ein stilles Sichfügen in das Unabänderliche. Und wenn du siehst, daß der Tod einen grünlich-schillernden Schleier über die endlich ausdruckslos gewordenen Augen gezogen hat, dann blickst du suchend in die Dämmerung des Waldes hinein und lauschest in die Stille, als sei soeben das Märchen an dir vorübergelaufen und nun klagend im Walde verschwunden.

Es kann sein, daß du alles dieses erlebst Angesicht in Angesicht mit dem Reh. Nur über einem saftigen und wohlgespickten Rehbraten sollst du nicht davon sprechen, daß die Rehe seelenvolle Augen haben!



Mißverständnis.



„Der Herr leiden an Haarausfall. Haben Sie schon unser neues Haarwuchsmittel probiert?"
„Ja! Aber ich glaube, davon ist es nicht!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.